

LUCY DILLON

Liebe kommt auf sanften Pfoten



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Als ihr Mann Ben plötzlich und unerwartet durch einen Herzinfarkt stirbt, bricht Juliets Welt wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Sechzehn Jahre lang waren die beiden ein glückliches Paar, fünf davon verheiratet. Sie hatten so viele Pläne, wünschten sich Kinder – aber das Einzige, was Juliet von Ben bleibt, ist sein Hund Minton, ein quirliger Jack-Russell-Terrier.

Witwe mit Anfang dreißig? Das Leben scheint zu Ende. In ihrer Trauer zieht die junge Frau sich zurück und schottet sich in ihrer Wohnung in Longhampton ab. Ihre Arbeit als Konditorin hat sie längst an den Nagel gehängt.

Einzig von ihrer Mutter Diane lässt Juliet sich helfen – und die setzt alles daran, ihre Tochter zurück ins Leben zu holen. Als Diane Juliet bittet, sich um die Labradorhündin Coco zu kümmern, geraten die Dinge in Bewegung, und Juliets Leben nimmt eine neue Wendung. Ehe sie es sich versieht, hat nicht nur Coco sie um die Pfote gewickelt – plötzlich ist sie Tiersitterin für die Vierbeiner der halben Stadt. Darunter auch die Spanieldame Damson. Die erobert Juliets Herz im Sturm, und Damson hat ein äußerst charmantes Herrchen ...

Autorin

Lucy Dillon kommt aus Cumbria, einer Grafschaft im Nordwesten Englands, und lebt in London und Wye Valley. Seit Kurzem hat sie zwei eigene vierpfotige Herzensbrecher, die beiden Basset Hounds Violet und Bonham.

Außerdem von Lucy Dillon bei Goldmann lieferbar:

Herzensbrecher auf vier Pfoten. Roman (47422)

Lucy Dillon

Liebe kommt
auf sanften Pfoten

Roman

Aus dem Englischen
von Sina Baumanns

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»Walking Back To Happiness«
bei Hodder & Stoughton, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2012

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Lucy Dillon

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagillustration: Hodder & Stoughton unter Verwendung

von Fotos von Getty Images/Roberto Westbrook

Redaktion: Ilse Wagner

LT · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47758-6

www.goldmann-verlag.de

Für Isobel

1



Bens und Juliets Jack-Russell-Terrier wurde auf den Namen Minton getauft, weil sie auf dem Weg zur Hundeauffangstation im Radio einen schrecklich schlechten Witz über einen Hund namens Minton gehört hatten, der einen Badminton-Federball verschluckt hatte. Er war ein böser Hund gewesen. *Bad Minton*.

»Bad Minton!«, hatte Ben fröhlich gerufen. »Einen besseren Namen für einen Hund gibt's einfach nicht!«

Sie hatten gerade Longhampton verlassen und waren an dem großen Kirschbaum vorbeigefahren, der die Spitze des Hügels in ein rosafarbenes Blütenmeer tauchte. Das war vor drei Jahren gewesen, am Maifeiertag – der erste Tag seit Monaten, den Ben sich freigenommen hatte. Juliet konnte sich noch genau an seinen Blick erinnern, als Ben im Auto zu ihr herübergesehen hatte. Die Lachfältchen an seinen Augen hatten gezeigt, wie köstlich er sich über diesen albernen Witz amüsierte. »*Bad Minton!* Hast du den Witz verstanden, Jools? Badminton? Haha, hahaha!«

Jener Moment hatte sich in ihr Gehirn eingebrannt, weil er zwei typische Eigenschaften Bens verdeutlicht hatte. Einmal war da sein Gelächter gewesen, in das er als echter Naturbursche mit einem robusten Körperbau oft und unerwartet ausgebrochen war. Dies war so ansteckend gewesen, dass auch Juliet immer hatte mitlachen müssen; gleich vom ersten Mal an, als sie sein Lachen in der Schule – nach einem ebenso schlechten Witz – zum ersten Mal gehört hatte.

Der zweite Punkt war der Kirschbaum gewesen. Ben hatte ihn geliebt. Als Landschaftsgärtner hatte er ohnehin eine abgöttische Leidenschaft für Bäume im Allgemeinen gehegt, doch dieser Kirschbaum war von allen Bäumen in der ganzen Stadt sein Lieblingsbaum gewesen. Nicht ein einziges Mal waren sie in all den Jahren im Frühling an diesem Baum vorbeigefahren, ohne dass Ben Juliet das Versprechen abgenommen hatte, dass, sollte er vor ihr sterben, sie einen solchen Kirschbaum pflanzen müsse, damit sie beim Blick auf die rosafarbenen Blütenkaskaden wenigstens ein Mal im Jahr glücklich sei.

Im Augenblick konnte Juliet den Gedanken daran nicht ertragen. Sie hatte sich eine neue Strecke ausgesucht, um aus Longhampton hinauszufahren, weil allein schon der Anblick dieses Kirschbaumes dazu führte, dass ihr am Lenkrad die Tränen kamen und diese ihr die Sicht gefährlich verschleierten.

Der ungepflegte kleine Terrier, der ihnen in der Auffangstation gezeigt worden war, hieß eigentlich Dodger. Zwischen ihm und Ben war es Liebe auf den ersten Blick gewesen, und so war aus Dodger kurzerhand Minton geworden. Mit seiner eifrigen, lernbegierigen Art und dem kurzen Wackelschwanz sah er genau wie der Typ Hund aus, der auf der Stelle einen Federball verschlucken würde, nur um sein Herrchen zum Lachen zu bringen. Noch während sie mit der Managerin der Auffangstation im Gespräch gewesen waren, hatte er das volle Programm von »Sitz!«, »Platz!« und »Gib Pfötchen!« dargeboten.

Von seinem Körbchen aus starrte Minton Juliet traurig an. Sein Fell war sahnefarben, mit Ausnahme eines einzigen braunen Flecks rund um das linke Auge. Darum hatte Juliet »Pirat« oder »Captain Hook« vorgeschlagen, doch diese Namen waren auf taube Ohren gestoßen; Minton und Ben hatten einander längst schon Pfötchen gegeben.

Von jenem Augenblick an war Minton Bens Hund gewesen. Und das, obwohl Juliet Minton Futter gab, hinter ihm sauber machte und ihm die Socken aus dem Maul zerrte. Ben nahm

ihn zur Arbeit mit – wobei Minton im Kastenwagen vorn auf dem Beifahrersitz Platz nehmen durfte –, und beim Spazieren gehen passte sich der kleine Terrier sofort Bens langen Schritten an. Dennoch waren Minton und Juliet seitdem beste Freunde. Manchmal fragte sie sich sogar, wer hier auf wen aufpasste.

»Juliet, du siehst müde aus. Isst du auch genug?«

Sie sah zu Minton hinüber und nickte.

»Juliet!«

Juliet kniff die Augen zusammen. Sie hätte schwören können, dass Minton gerade die Augen verdreht hatte.

Widerwillig riss sie sich von Mintons Anblick los und schaute ihre Mutter an. Diane saß auf einem mit einem Tuch abgedeckten Stuhl, die Knie fest aneinandergespreizt. Die Züge ihres eigentlich gütigen Gesichts waren angespannt vor Sorge – und der Anstrengung, diese zu verbergen. Ben hatte über seine Schwiegermutter immer gesagt, dass für sie selten das Glas halb voll war, sondern dass sie eher zu den Menschen gehörte, für die das Glas stets halb leer war und eben aus *Glas* bestand – kurzum, für ihn war sie von Natur aus besorgt.

»Du isst gar nichts«, fuhr Diane fort. »Ich habe gerade einen Blick in deinen Kühlschrank geworfen. Dort steht immer noch das ganze Essen, das ich dir letzte Woche gebracht habe. Und das jetzt abgelaufen ist. Dabei waren das wirklich tolle Sachen«, fügte Diane ein wenig verbittert hinzu. »Alles Fertiggerichte von M&S. Du hättest nicht einmal selbst kochen müssen.«

»Mum, mir geht's gut. Oder sehe ich etwa aus, als würde ich gleich verhungern?«

Diane schielte zu ihrer Tochter hinüber. »Ja«, erwiderte sie schließlich. »Eigentlich siehst du so aus.«

Juliet wusste jedoch genau, dass dem nicht so war. Während der zehn Jahre, in denen sie als professioneller Caterer gearbeitet und sich auf Gourmetgebäck und Cupcakes für Hochzeiten spezialisiert hatte, hatte sie sich einige Speckröllchen zugelegt, die selbst jetzt noch nicht abgebaut waren. Zugegeben –

ihr war einfach nicht danach, sich ein Steak mit Kidney Pie reinzuziehen, auch wenn es sich dabei um eine Luxusvariante mit Bio-Zutaten handelte. Im Gegensatz dazu war es jedoch erstaunlich, wie gut sie immer noch KitKats hinunterbekam. Davon konnte sie dann auch gleich eine ganze Packung futtern. Was sie manchmal auch tat. Schließlich war niemand da, der sie davon abhielt.

Juliet sah auf ihre Hände hinunter, die nun *tatsächlich* älter und dünner aussahen. Rund um ihren goldenen Ehering hatten sich feine Fältchen gebildet. Das waren Witwenhände, wie sie im Buche standen. Diese Erkenntnis verschaffte ihr eine morbide Zufriedenheit; dies war etwas, was sie allen Leuten entgegenhalten konnte, deren Mienen ihr zu verstehen gaben: Aber du bist doch noch zu jung, um eine Witwe zu sein! Als ob der Verlust des einen Menschen, der ihr Leben gewesen war, irgendwie weniger verheerend, weniger *real* sein sollte, nur weil sie erst einunddreißig Jahre alt war.

»Du musst auch mal an die frische Luft gehen.« Diane machte eine bedeutungsvolle Pause. »Minton braucht mehr Bewegung. Du lässt ihn im Stich, wenn du ihn nur hier bei dir einsperrst.«

Jede noch so kleine Andeutung, sie würde Bens Hund vernachlässigen, zwang Juliet automatisch zu einer Antwort. »Ich gehe mit ihm Gassi!«, protestierte sie.

»Wann denn?«

»Wenn ich bei *Tesc*...« Sie biss sich auf die Lippe und schaute auf.

Ihre Blicke trafen sich, und sie sah Dianes kummervollen Blick. Juliet war sofort klar, dass sie Bescheid wusste. Es hatte also keinen Sinn, die Sache zu leugnen. Mehr noch: Die Miene ihrer Mutter – verwirrt, nicht nur mitleidig – führte dazu, dass sie das Kinn reckte und zu Ende sprach.

»Wenn ich bei *Tesco* einkaufen gehe. Dann gehe ich mit ihm Gassi.«

»Und wann gehst du zu *Tesco*?«, beharrte Diane.

Juliet schwieg.

»Kathy Gibbon hat dich gesehen«, fuhr ihre Mutter unbeirrt fort. »Als sie von ihrer Nachtschicht im Krankenhaus nach Hause ging. Da hat sie dich auf dem Parkplatz gesehen. Oh, Juliet! Wer erledigt denn seine Einkäufe um vier Uhr in der Früh?«

»Diejenigen, die gern in den Supermarkt gehen, wenn es dort schön leer und ruhig ist. Wenn der Laden nicht voller Leute ist, die einen fragen, wie man so etwas verkraftet.« Juliet klopfte sich auf den Schoß, und schon sprang Minton neben ihr aufs Sofa und lehnte sich mit seinem kleinen Körper an sie. »Minton stört das nicht. Er hat einen dieser Bälle, die von innen beleuchtet sind. Das ist lustig. Nicht wahr?«, fuhr Juliet, an Minton gerichtet, fort.

Minton schloss vor Vergnügen die Augen, als sie ihn hinter den Ohren kraulte. Minton glücklich zu machen war nicht schwierig.

»Ich mache mir auch eher Sorgen um dich, wenn du mitten in der Nacht allein durch die Gegend wanderst.« Dianas Stimme zitterte, da sich in ihrem Kopf offensichtlich sämtliche Horrorszenarien abspielten, die einer Frau und einem kleinen Hund im Longhamptoner Einkaufszentrum zu so später Stunde zustoßen könnten. »Dir könnte dabei sonst was passieren!«

Angesichts dieser Ironie hätte Juliet beinahe lachen müssen. Würde man sie überfallen, so käme sie wenigstens auf andere Gedanken.

»Mum, was wäre denn das Schlimmste, was mir zustoßen könnte? Mein Mann ist vor acht Monaten gestorben; ich bin eine Köchin, die arbeitsunfähig ist, weil sie keinen Geschmacksinn mehr hat, und unser Haus, in dem wir bis ans sogenannte Ende unserer Tage leben wollten, wird angesichts des Immobilienmarktes für immer an mir hängenbleiben. Die Gefahr, überfallen zu werden, macht mir keine Angst. Ich könnte das Schmerzensgeld eigentlich sogar ganz gut brauchen, um damit ein neues Badezimmer zu finanzieren.«

Entsetzt riss Diane die Augen hinter ihrer Brille auf, und Juliet vermisste Ben zum fünften Mal an diesem Tag, dieses Mal wegen seines unglaublich schwarzen Humors. Genauer betrachtet waren sie beide sogar die Einzigen in der Familie gewesen, die *überhaupt* über Humor verfügten.

Es sind diese kleinen Dinge, die ich seit deinem Tod vermisse, dachte sie und kämpfte gegen die Wehmut an, die mit einem Mal über sie kam – selbst jetzt. Ich kann mich einfach nicht an Augenblicke wie diesen gewöhnen, wenn ich mich noch mieser fühle, als wenn ich allein bin, weil ich genau weiß, dass du jetzt gelacht hättest und dies einer unserer Insiderwitze geworden wäre.

Beim Gedanken an die vielen Insiderwitze, die über fünfzehn Jahre hinweg zusammengekommen und nun von einer Sekunde auf die andere verloren waren, zuckte Juliet zusammen.

»Hat es im Einkaufszentrum Überfälle gegeben?«, fragte Diane entsetzt.

»Nein, Mum, da ist alles total sicher.« Juliet hätte sich ohrfeigen können: Dies würde nun ein weiterer Punkt auf Dianas und Louises Liste von Orten werden, die für Toby zu gefährlich waren. Dazu zählten schon das Kinderparadies, in dem irgendein Kleinkind eine Murmel verschluckt hatte, das Café an der High Street, in dem Hunde erlaubt waren, und nun auch das Einkaufszentrum.

Anstatt sich hinzulegen, drehte sich Minton unaufhörlich auf Juliets Schoß, um eine gemütliche Schlafposition zu finden. Früher hatte er Gesellschaft stets geliebt, doch mittlerweile schien er Juliets Abneigung gegenüber Besuchern, die ihre Einsamkeit störten, zu teilen.

»Das arme Kerlchen.« Diane seufzte. »Schläft er immer noch an Bens ...«

»Ja«, unterbrach Juliet sie schnell. »Soll ich uns eine Tasse Tee kochen?« Sie stand auf und war erleichtert, sich bewegen zu können.

Diane und Minton folgten ihr in die Küche, die immer noch weder Küchenschränke noch einen anständigen Fußboden besaß. Ganz zu schweigen von Fliesen. Ben und sie hatten sich am Tag vor seinem Tod das Hirn zermartert auf der Suche nach Ideen für ihre ideale Küche. In der Annahme, dort bald schon neue Küchenschränke aufzubauen, hatten sie unbekümmert die alte, schäbige MDF-Küchenzeile herausgerissen. An den nackten, aber immerhin verputzten Wänden hingen herausgerissene Magazinseiten, die sie mit Tesa befestigt hatten und die mittlerweile ziemlich zerknittert und zerfleddert waren.

Ohne hinzuschauen, wusste Juliet, dass ihre Mutter das Chaos um sie herum musterte und die losen Kabel und scharfen Kanten kritisch beäugte. Juliets Schwester Louise war ein paarmal mit Toby, ihrem Sohn, hier gewesen, hatte aber streng darauf geachtet, dass Toby zu seiner eigenen Sicherheit schön im Wohnzimmer oder in seinem Buggy angeschnallt blieb.

»Ich könnte deinen Dad bitten herzukommen, damit er sich um den Putz kümmert«, schlug Diane vor, als sei ihr das Problem erst jetzt ins Auge gesprungen. »Mit Spachtelmasse kann er ganz gut umgehen.«

»Das ist wirklich nett, aber nicht nötig.« Juliet zog den Stecker des Toasters aus dem Netzadapter und schloss stattdessen nun den Wasserkocher an den Strom an. Eric, ihr Vater, schaute bereits einmal pro Woche vorbei, um für sie den Garten zu machen. Das war okay; es war schon ein Running Gag in der Familie, dass Juliet das krasse Gegenteil eines grünen Daumens besaß, und außerdem kümmerte sich Eric gern um die Gartenarbeit. Er behauptete, es nicht mit ansehen zu können, wie die viele Arbeit, die Ben in den Garten gesteckt hatte, vom Unkraut zunichtegemacht wurde. Insgeheim vermutete Juliet jedoch, dass er verhindern wollte, dass sie mit scharfen Werkzeugen hantierte. Seit Bens Tod war sie so sehr neben der Spur, dass sie sich beim Rasenmähen wahrscheinlich einen Fuß abtrennen würde.

Die Renovierungsarbeiten waren jedoch etwas völlig anderes, und sie wehrte sich strikt gegen jede Einmischung ihrer Familie – ganz gleich, wie gut es alle mit ihr meinten. Sie und Ben hatten große Pläne für die Küche gehabt; sie sollte das Herzstück ihres ersten richtigen eigenen Hauses werden. Sie hatten einen Original-Aga-Ofen kaufen wollen (cremefarben, gebraucht, aber gut in Schuss), auf dem ein Wasserkessel pfeifen und sich vorn eine Stange zum Trocknen von Geschirrtüchern befinden sollte. Minton hätte sich im Winter gemütlich davor zusammenrollen können, und sie selbst hätte auf dem Ofen Marmelade gekocht und Pfannkuchen gebacken. Wenn sie die Augen schloss, hörte Juliet immer noch Ben, der ihr erklärte, wie er die original viktorianischen Kacheln renovieren, maßgeschneiderte Regale zimmern und für sie ein wahres Bäckerparadies bauen wollte.

Das waren die ursprünglichen Pläne gewesen. Im Augenblick benutzte Juliet jedoch immer noch den Toaster und den Reisewasserkocher, die sie schon im College besessen hatte.

»Es ist besser, wenn alles so bleibt, wie es ist«, erklärte sie stur und spürte beinahe körperlich den verzweifelten Blick ihrer Mutter, den sie über das Chaos schweifen ließ.

»Aber du musst hier irgendwie leben können, Schatz«, entgegnete Diane. »Schließlich geht das Leben weiter.« Schuld bewusst schluckte sie. Ohne sich umzudrehen, wusste Juliet, dass ihre Mutter die Hand vor den Mund presste; sie sah ihre schmerzerfüllte Miene im Spiegel gegenüber. »Tut mir leid, ich wollte nicht ...«

Juliet nahm einen Lappen und wischte die Toastkrümel von der improvisierten Arbeitsplatte, die noch vom Frühstück übrig geblieben waren. »Ich werde Handwerker rufen. Die wollen bestimmt alles so sehen, wie es ist. Damit sie einen besseren Überblick darüber bekommen, was alles getan werden muss.«

»Das sagst du schon seit Wochen. Ich weiß, wie schwer das ist, aber Ben würde bestimmt nicht wollen, dass du in einem

Haus ohne anständige Dusche lebst.« Diane gab sich Mühe, stark zu sein, doch ihre Stimme versagte. »Lass mich Keith anrufen. Unseren Wintergarten hat er ganz wunderbar hinkommen. Du wirst kaum merken, dass er überhaupt da ist. Wenn Geld das Problem ist, dann können dein Vater und ich dir aushelfen. Nur ein paar Zimmer! Nur so viel, dass ich weiß, dass du nicht in einer Baustelle haust.«

Irgendetwas in Juliets Innerem zog sich zusammen wie eine Frischhaltefolie, die sich um ihr Herz wickelte und sie zu erstickten drohte. Ich will nicht, dass hier etwas verändert wird, dachte sie. Die anfängliche Lähmung, in der ihr selbst ihr Geburtstag ohne Ben wie ein Verrat vorgekommen war, hatte sie überwunden, doch sie brachte es einfach nicht übers Herz, die Handwerker zu rufen. Dies war ihr *gemeinsames* Projekt gewesen. Ihr Haus, in dem sie bis ans Ende ihrer Tage zusammen leben wollen. Und Juliet wollte daraus einfach kein Haus machen, in dem Ben bis ans Ende seiner Tage *nicht* gelebt hatte.

Der Wasserkocher war fertig, und Juliet wollte schon nach der Kanne greifen, doch Diane hielt sie davon ab.

»Juliet, ich kann aus Sorge um dich nachts nicht schlafen. Und dein Vater kann aus Sorge um uns beide nicht mehr schlafen. Bitte! Lass uns die Kosten für eine anständige Dusche übernehmen!«

»Macht euch um mich keine Sorgen!« Juliet löste sich sanft aus dem Griff ihrer Mutter und zog zwei Becher heran. Die beiden großen Porzellantassen von Emma Bridgewater mit rosafarbenen und roten Herzen darauf waren Hochzeitsgeschenke gewesen. »Eigentlich ...«

Nebenan wurde es furchtbar laut; das Getöse übertönte alles.

»Ja? Was?«, rief Diane durch den Lärm hindurch.

»Mir geht's gut. Ehrlich!«

Juliet nahm an, dass die Kinder der Kellys in ihr menschliches Mausefallenspiel vertieft waren – zumindest nahm sie dies aufgrund des Geklappers, des Geschreis und des ge-

dämpften Lärms von kleinen Füßen, die über irgendetwas hinübersprangen, an. Das Ganze fand mehrmals jeden Nachmittag statt und begann oben im Nachbarhaus, ging dann im Treppenhaus weiter, den Flur entlang und dann hinaus in den Garten. Begleitet wurde alles von einer Auswahl an Tieren, je nachdem, um welche Tiere sich die Kelly-Kinder nach der Schule gerade kümmern mussten.

Dabei brauchten die Kinder nie lange, bis sie im Garten landeten. Die Doppelhaushälfte, das Spiegelbild zu Juliets Haus, war nicht sonderlich groß. Das Haus der Kellys hieß Laburnum Villa, Juliet lebte in der Myrtle Villa. Die Häuser waren gedrungen, besaßen aber eine elegante Fassade, zwei Stockwerke sowie einen Dachboden, lang gestreckte Gärten mit Himbeersträuchern und einem Komposthaufen, einen gemeinsamen Apfelbaum und rote Haustüren. Beide Häuser verfügten über Holzdielenböden.

Mittlerweile wusste Juliet alles über die Holzböden. Eines der Kelly-Mädchen hatte zum Geburtstag Steppschuhe bekommen und viel geübt.

Diane zuckte zusammen, als Füße über die nackten Holztreppe trampelten. »Um Himmels willen! Was ist denn nebenan los?«

»Keine Sorge, um halb fünf hört alles auf. Dann gibt's Abendessen.«

»Aber ich dachte, nebenan wohnt diese nette alte Dame, die den Bücherbus betreut hat? Wendy hieß sie, nicht wahr?«

»Sie ist umgezogen ...« Juliet musste beinahe schreien, als ein besonders lautes Getöse hinter der Wand neben ihnen ertönte. »Wendy ist schon vor einer Weile ausgezogen. Die Kellys haben das Haus dann gekauft. Sie haben vier Kinder. Er arbeitet außerhalb und ist oft lange unterwegs. Keine Ahnung, was er macht. Aber ich glaube, sie haben einen Untermieter.«

Jetzt ging der Lärm im Garten weiter und drang durch die Küchenfenster zu ihnen herein. Ein Mädchen brüllte: »Den

VIP-Bereich abtrennen!«, woraufhin ein wahnsinniges Geschrei begann. Minton schlich zu seinem Körbchen hinüber und rollte sich dort zusammen, die Pfoten unter sich vergraben. Er selbst war den Bewohnern von nebenan noch nicht vorgestellt worden. Er legte aber auch keinen gesteigerten Wert darauf, Bekanntschaft mit der Katze zu schließen, die Juliet in ihren Rosenbüschen entdeckt hatte.

Wieder ertönte ein Knall, bei dem beinahe der Putz von der Wand gebröckelt wäre. Diane zuckte zusammen, doch Juliet lächelte nur matt und reichte ihr einen Becher mit Kaffee.

»Wie hältst du das nur den ganzen Tag aus?«, fragte sie. »Ich hätte ununterbrochen Migräne!«

»Oh, ich glaube, ich blende den Lärm einfach aus. Wenigstens spielt keines der Kinder Computerspiele.« Juliet hatte keine Ahnung, warum sie die Kellys in Schutz nahm. Dabei konnte sie ja nicht einmal alle Namen der Kinder. Es gab zwei Jungs und zwei Mädchen, so viel stand fest, und alle hatten feuerrotes Haar. Einer der Jungs bekam Asthmaanfälle. In regelmäßigen Abständen schrie jemand: »Schnell, wo ist Spikes Inhalator?«, woraufhin noch mehr panisches Gerenne folgte.

»Passt eigentlich irgendwer auf die Kinder auf?« Diane ging zum Fenster hinüber und blickte über das hinweg, was einmal Juliets Gemüsegarten hätte werden sollen, um durch die ungepflegte Buchshecke hinüberzuschauen, die die beiden langen Gärten voneinander trennte. »Großer Gott, die haben ein Trampolin. Da ist sogar eine *Katze* auf dem Trampolin!«

»Ihre Mutter muss auch irgendwo da sein. Willst du ein KitKat?« Juliet nahm sich einen Riegel und tauchte ihn in den heißen Kaffee.

»Danke, nein«, erwiderte Diane. »Dr. Dryden hat mir befohlen, auf meine Zuckerwerte zu achten. Juliet, Liebes, versteh mich bitte nicht falsch, aber wenn du schon keine Handwerker beauftragst, wie wäre es dann wenigstens mit einer Putzfrau? Nur ein Mal die Woche, um alles abzustauben?«

»Mir geht's gut, Mum!«

»Ich würde die Putzfrau auch bezahlen! Als Gegenleistung.«
Diane zögerte. »Als Gefallen für einen Gefallen, wenn man das so nennen mag.«

Misstrauisch beäugte Juliet ihre Mutter. »Gefallen« waren normalerweise nur wenig verschleierte Versuche, sie dazu zu zwingen, aus Gründen der gesellschaftlichen Wiedereingliederung das Haus zu verlassen. Diane und Louise hatten eine angemessene Zeit nach der Beerdigung abgewartet, doch mittlerweile kamen sie immer öfter mit solchen »Gefallen« an – einer der letzten war die Bitte gewesen, Dianes Dienst am Samstagmorgen als freiwillige Gassigängerin in der Hundeauffangstation oben auf dem Hügel zu übernehmen. Drei Gassirunden innerhalb von fünf Stunden und dazu so viele Sandwiches mit Frühstücksspeck, wie sie nur essen konnte.

Juliet hatte dankend abgelehnt, mit der Begründung, mit ihrem eigenen Hund Gassi gehen zu müssen.

Diane machte einen eher schuldbewussten als besorgten Eindruck, sodass Juliet schließlich klein beigab.

»Du musst mich nicht bestechen, damit ich dir einen Gefallen tue«, erklärte sie. »Ich brauche keine Putzfrau. Was soll ich für dich tun?«

»Pass auf Coco auf. Nur zwei- oder dreimal pro Woche.«

Juliet runzelte die Stirn. Damit hatte sie nicht gerechnet; wenn, dann hatte höchstens ihre Mum Minton für einen gelegentlichen Spaziergang zusammen mit Coco abgeholt. Coco war ihre schon ein wenig in die Jahre gekommene schokoladenbraune Labradorhündin. Trotz ihrer zwölf Jahre und gelegentlichen Blähungen, die von Würstchen stammten, die Dad ihr entgegen den strikten Anweisungen des Tierarztes immer wieder unter dem Tisch zusteckte, war an Coco nichts auszusetzen.

»Warum?«

»Weil ich zu Hause auf Toby aufpassen werde.«

»Und? Coco kann sich dabei nicht in ihren Korb legen und

in der Küche fernsehen, wie sie es immer macht?» Juliet starrte in ihren Becher und stellte fest, dass sie ihren Kaffee beinahe schon ausgetrunken hatte. Es war erstaunlich, wie schnell sie mittlerweile Kaffee trinken konnte. Dabei berührte der Kaffee kaum die Wangeninnenseiten; irgendwie spürte sie nicht mehr richtig, wie heiß der Kaffee war. Ein weiterer seltsamer Nebeneffekt von Bens Tod. Sämtliche Sinne waren gedämpft. Abgeflacht wie die Holzdielen, die sie im Wohnzimmer angefangen hatten abzuschleifen. Manchmal fragte sie sich, ob sie wohl jemals wieder intensive Gefühle verspüren würde, und wenn ja, ob das zwangsläufig etwas Schlechtes war.

Juliet stand auf und schaltete den Wasserkocher wieder ein. Mit Bewegung ließen sich Gedanken gut verhindern.

»Kann denn Dad nicht mit ihr Gassi gehen?«, fragte Juliet über ihre Schulter hinweg.

»Nein. Dann ist er bei seinem Walisisch-Kurs.«

»Bei seinem *was*?«

»Er hat sich für die Sommerakademie angemeldet und lernt nun Walisisch.« Seitdem er Frührentner war, hatte Eric Summers über die Jahre hinweg beinahe alle Sommerkurse des örtlichen Colleges durchprobiert. Er scherzte gern, dass er sich nun in den meisten europäischen Ländern in der Landessprache über das Essen beschweren könne. »Ich bin also allein.«

»Aha. Und welchen Unterschied macht das?«

»Louise ist ein wenig besorgt darüber, wie sich Coco wohl gegenüber Kleinkindern verhalten wird. Ihre Bedenken sind durchaus berechtigt, Juliet; so etwas liest man doch andauernd in der Zeitung! Sie sagt, dass man Hunden, die nicht von klein auf an Kinder gewöhnt sind, nie hundertprozentig vertrauen könne. Sie ist der Meinung, dass es für Coco doch viel netter sei, wenn sie währenddessen irgendwo anders wäre, als im Garten ausgesperrt zu sein ...«

»Oh, wie zuvorkommend von ihr.«

»... und ich dachte, weil du ja noch nicht wieder arbeiten

gehst, wäre es für Coco das Einfachste, wenn sie hierherkommen könnte.« Diane hielt nicht ein Mal inne, um Luft zu holen. Juliet fragte sich unweigerlich, wie lange Diane gebraucht haben mochte, um diese Argumentation einzustudieren. »Du könntest doch mit beiden zusammen Gassi gehen. Es würde Minton mal ganz guttun, ein wenig Tageslicht abzubekommen. Vitamin D!«

Ohne darauf einzugehen, kochte Juliet frischen Kaffee und setzte anschließend ihren Becher auf einer alten Ausgabe von *Ideal Home* vom August 2009 ab. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, in der sie das Magazin jeden Monat gekauft hatte. Inzwischen kam ihr dies ein wenig lächerlich vor. Ein Keramikspülbecken war ein Keramikspülbecken, außerdem hatte sie dafür kein Geld mehr.

»Jetzt sag doch was, Juliet!« Diane nestelte an ihrem Halstuch herum. »Du weißt, wie ich es hasse, wenn du mich so anschweigst!«

»Ich schweige dich nicht an. Ich bin einfach nur ...« Nicht mehr daran gewöhnt, mit Leuten in Echtzeit zu reden. Anrufbeantworter und E-Mails hatten es Juliet erlaubt, eine sichere Distanz zu anderen Menschen einzuhalten. So blieb ihr stets genügend Zeit, um sich eine Antwort zurechtzulegen, die nicht so verrückt klang, wie sie sich in letzter Zeit fühlte.

Juliet war ein wenig verärgert darüber, so in Zugzwang gebracht zu werden – und das auch noch dank des lächerlichen Aufstandes, den ihre Schwester wegen ihres Erstgeborenen machte. »Arme Coco. Wird aus ihrem eigenen Zuhause vertrieben, nur weil sie vier Pfoten hat. Was könnte sie denn dem Kleinen antun? Ihn anpupsen? Du solltest Louise in solchen Dingen nicht auch noch ermutigen, Mum! Seit Toby auf der Welt ist, tut sie gerade so, als ginge von jedem Zimmer eine potenzielle Todesgefahr aus!«

Diane schreckte bei dem Wort »Tod« zusammen.

»Lass das. Wenn hier jemand vom Tod sprechen darf, dann

ja wohl ich.« Juliets Pulsschlag beschleunigte sich wegen ihrer eigenen Rücksichtslosigkeit. Zum ersten Mal in ihrem Leben konnte sie sagen, was sie wollte: Niemand schien ihr dies anzukreiden. »Coco wird Toby schon nicht anfallen. Oder hat Louise etwa beschlossen, dass Labradore von nun an verboten sind, weil sie sie nicht mit einem Baby-Feuchttuch abwischen kann?«

»Du brauchst gar nicht so sarkastisch zu sein«, widersprach Diane ihr. »Sie hat ein Recht auf ihre Meinung. Als Mutter sieht man eben viele Dinge mit anderen Augen.«

Juliet war sofort besänftigt; sie presste die Zungenspitze an die Zähne. Dies war das einzige Gefühl, das den generellen Schmerz zu durchbrechen vermochte: die tiefe Trauer um eine Zukunft, die sie gleichzeitig mit Bens Tod verloren hatte. Dieses Gefühl kam immer wieder hoch, wenn sie Toby oder Peter, Louises Ehemann, sah, wie er sorgenvoll die Augenbrauen hochzog. Dann wurde Juliet jedes Mal klar, dass sie Bens freches Grinsen niemals in dem pausbäckigen Gesicht eines Babys sehen würde. Seine Gene waren für immer fort, und dafür konnte sie nur sich selbst die Schuld geben.

Diane redete immer noch. »Es ist nur gerecht, dass ich Louise genauso unterstütze, wie ich immer für dich da gewesen bin«, fuhr sie fort. »Nicht, dass ich auch nur eine einzige Sekunde davon bereuen würde! Ich danke wirklich Gott dafür, dass wir praktisch Tür an Tür wohnen. Aber Louise braucht jetzt ein wenig Unterstützung – und ich finde wirklich, dass es an der Zeit ist, dass du dich mal auffrffst.«

Juliet wollte gerade erwidern, dass ihre Schwester keinerlei Hilfe benötigte, doch irgendetwas hielt sie zurück. Der sanfte Druck von Bens Hand auf ihrem Rücken. Er hatte auf diese Art so viele heikle Momente innerhalb der Familie entschärft, bevor sich diese zu einem echten Streit entwickelt hatten.

Juliet besaß eine Schwester, Louise, die schon von jungen Jahren an nahezu perfekt gewesen war, sowie einen Bruder,

der zwar weniger perfekt, dafür aber mindestens ebenso ehrgeizig war. Ian war nach Australien ausgewandert und hatte dort eine Fitnesstrainerin namens Vanda geheiratet, mit der er nun zwei kleine Töchter hatte. Wie Mum und Dad war auch Louise glücklich mit ihrer Sandkastenliebe verheiratet; Ian dagegen besaß die Freiheit, ohne Angst, dass sich jemand einmischen könnte, alles zu tun, worauf er Lust hatte, und war obendrein schön gebräunt.

Nach Bens Tod war Juliet wieder zum Familienküken geworden, dem alle helfen und zureden mussten, als sei sie gerade einmal neun Jahre alt. Insbesondere Kontrollfreak Louise, die anscheinend gar nicht zu schätzen wusste, was sie an Peter hatte, einem Mann, der ...

Tief durchatmen, ermahnte sich Juliet. Das hatte Ben immer gesagt, wenn sie während eines Telefonats im Flur hätte losschreien können. Atme tief und langsam ein und stell dir dabei vor, du seiest ein Baum, dessen Wurzeln tief im kühlen Boden verankert sind.

»Was hat Louise denn vor, dass du babysitten musst?«, fragte sie stattdessen.

»Sie will wieder arbeiten gehen«, antwortete Diane. Ihre Miene wechselte zwischen Stolz und Sorge, bevor sich schließlich der Stolz durchsetzte. »Sie hat es endlich geschafft, flexible Arbeitszeiten auszuhandeln. Jetzt schau mich nicht so überrascht an! Sie hat das schon seit einiger Zeit versucht. Gute Staatsanwälte von ihrem Kaliber gibt es hier eben nicht so viele.« Sie deutete auf die Lokalzeitung, die sie zwar mitgebracht hatte, die aber noch ungelesen auf der Arbeitsplatte lag. »Und die haben wir weiß Gott dringend nötig. Hast du diese Woche den Artikel in der *Longhampton Gazette* gelesen? Über den zunehmenden Vandalismus?«

»Ich glaube ja nicht, dass Louise Straftaten verhindern kann«, warf Juliet ein.

»Ich schon«, entgegnete Diane. »Wenn sie als Staatsanwäl-

tin auftritt, kommen die Burschen nicht so leicht davon. Und das wissen sie.«

»Aber hat sie nicht noch bei Tobys Geburt gesagt, dass sie eine Vollzeitmutter sein will?« Juliet zwang sich dazu, keine sarkastische Imitation der blasierten Vorträge abzuliefern, die sie alle darüber hatten ertragen müssen, wie wichtig und prägend eine Knetgummi-schwingende Mutter in den ersten Entwicklungsjahren eines Kindes sei. »Ich dachte, es sei für Peter in Ordnung, wenn sie zu Hause bleibt, während er damit Geld verdient, außer Haus Computerspiele zu spielen?«

»Er spielt keine Computerspiele. Er *entwirft* sie. Wie du genau weißt. Aber das ist nicht das Problem«, erklärt Diane. »Sie hat viel dafür getan, sich die Karriereleiter hinaufzuarbeiten. Das sollte sie nicht einfach so wegwerfen.«

Dies war eine derartige 180-Grad-Wende zu ihrer vorherigen Auffassung, dass Diane errötete, während Juliet die Kinnlade herunterklappte. Glücklicherweise – für beide – ging in diesem Augenblick im Garten in einer unglaublichen Lautstärke wieder das Geschrei los.

Während Diane vom Lärm genervt das Gesicht verzog, dämmerte es Juliet allmählich, dass die Alternative zum Coco-Sitten wahrscheinlich wäre, auf Toby aufzupassen, während sich ihre Mutter um Minton kümmerte. Und ganz gleich, welche guten Gründe es dafür gab – dazu war sie einfach nicht bereit.

»Egal«, erwiderte sie laut, um das Geschrei draußen zu über-tönen. »Bring Coco einfach vorbei.«

»Danke, Liebes. Dienstags, mittwochs und jeden zweiten Donnerstag. Und jetzt«, fuhr sie fort, nachdem die Sache erledigt war, »könnte ich mich eigentlich mit einem KitKat verwöhnen ...«

Als sie in die Keksdose griff, um sich einen Schokoriegel zu angeln, klirrte etwas gegen das Küchenfenster, woraufhin ein lautes Kreischen folgte. Es hatte irgendwas mit Spikes Inhalator zu tun.

2



In der Nacht zuvor hatte Louise eine Liste mit all den Dingen erstellt, die sie noch erledigen musste, bevor sie ihren ersten Arbeitstag nach der Babypause antrat. Doch leider hatte auch das ihre Nerven nicht beruhigen können. Wenn überhaupt, so hatte die Liste allein eine Panik in ihr ausgelöst, dass sie etwas wirklich Wichtiges vergessen haben könnte und dies erst bemerken würde, wenn sie sich schon längst im Büro befand.

Achtzehn Monate lang war sie wegen Toby im Erziehungsurlaub gewesen. Ihr selbst kam die Zeit deutlich länger vor. Sie hatte ein mulmiges Gefühl im Bauch und fühlte sich, als würde sie noch einmal als Referendarin anfangen. Was schlecht war, da von ihr die Sicherheit erwartet wurde zu wissen, was sie tat.

Sie kippte einen Schluck lauwarmen Kaffee hinunter und blinzelte angesichts der langen Liste von Aufgaben, die sie stichpunktartig der Wichtigkeit nach untereinander aufgelistet hatte:

- *Tobys Tasche für den Tag packen.*

Das erledigte sie gerade.

- *Tobys Mittagessen auftauen und in Kühltasche packen.*

- *Peter daran erinnern, die Einzugsermächtigung für den Hort zu prüfen.*

Selbst mit einer Teilzeitstelle überzogen sie damit ihr Konto. Peter hatte seine Mitgliedschaft im Fitnessstudio behalten, doch ihre war mittlerweile gekündigt. Gott sei Dank gab es ihre Mutter.

– Überprüfen, ob Juliet wach und aufgestanden ist.

Sie verzog das Gesicht, nahm dann den Hörer in die Hand und drückte die Schnellwahltaste, unter der ihre Schwester abgespeichert war. Man konnte nie genau wissen, in welcher Laune man Juliet gerade erwischte. Ein wenig benebelt und elendig war noch die beste Möglichkeit. Offen aggressiv und/oder heulend war das Schlimmste. Louise konnte es nicht ertragen, sie am anderen Ende der Leitung weinen zu hören, aber anders als ihre Mutter war sie nicht gut darin, jemanden zu trösten, sodass ihr recht schnell schon die hilfreichen, praktischen Argumente ausgingen, die man in einer solchen Situation anbrachte. Es war noch nie leicht gewesen, Juliet zu helfen.

Es klingelte ein paarmal, bis Juliet endlich mit einem verschlafenen Gähnen ans Telefon ging.

Louise warf einen Blick auf die Uhr. Zehn vor acht. Im Hinblick auf ihren Zeitplan versprach dies nichts Gutes.

»Guten Morgen«, rief sie fröhlich, während sie mit den Fingernägeln auf die Küchenarbeitsplatte aus Marmor trommelte. Hellrosafarbener, schnell trocknender Nagellack. Den hatte sie gestern Abend noch aufgetragen, um sich selbst Mut zu machen. »Und? Schon wach und auf den Beinen?«

»Ja«, erwiderte Juliet.

»Bereit, zu Mum zu fahren und Coco abzuholen?«

»Du brauchst mich nicht daran zu erinnern. Ich kenne die Anordnungen.« Juliets Stimme klang am Telefon wie die eines aufmüpfigen Teenagers. Verärgert und aufgebracht – und bereit, es auf die Spitze zu treiben. »Erinnere mich noch mal kurz, warum wir uns alle bei Mum treffen? Du wohnst doch deutlich näher!«

»Mum hat keinen ordentlichen Kindersitz für Toby im Auto.«

»Wie bitte? Täusche ich mich, oder hat sie einen Kindersitz auf der Rückbank stehen?«

Louise nahm Toby den Löffel aus seinen kleinen dicken Fin-

gern und wischte ihm das Gesicht ab. Er sah verärgert aus, genauso, wie Juliet klang. Louise verzog das Gesicht. Er *wusste*, dass sie ihn bei ihrer Mutter absetzen würde. Er hatte Peters Augen geerbt: glänzend und vertrauensvoll.

»Das ist nicht der richtige. Jetzt sag ihr das aber bitte nicht – sie hat sich immerhin beim Kauf viel Mühe gegeben. Ich werde versuchen, ihn umzutauschen.«

Juliet schnaubte. »Wie konnte sie denn den falschen Kindersitz besorgen? Ich dachte, du hättest dafür extra eine Liste aufgestellt? Aber es gab ja auch nur ein ordentliches Baby-Tragetuch. Und eine Babyschaukel, die gekauft werden durfte. Nicht wahr?«

Ebenso, wie sie über die Unterstellungen der Verteidigung hinwegging, ignorierte Louise den Tonfall ihrer Schwester und konzentrierte sich auf die Fakten.

»Ich kümmere mich ja darum. Aber in der Zwischenzeit ist es eben einfacher, wenn ich Toby zu Mum bringe und du Coco bei ihr abholst. Idealerweise vor Viertel nach acht.« Während sie sprach, wischte sie die Seiten des Kinderstuhls sauber und warf das Feuchttuch anschließend in den Müll.

»Und was ist, wenn mein Auto für den Hund nicht geeignet ist?«

Ach, jetzt hör schon auf, Juliet, dachte Louise. Wir sind alle müde. Wir sind alle gestresst.

»Doch, das ist es«, erwiderte sie geduldig. »Ben hat Minton jeden Morgen in just dem Kastenwagen, der vor deiner Haustür steht, zur Arbeit mitgenommen. Coco wird es darin schon nicht schlecht ergehen.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte plötzlich Schweigen. Louise zwang Juliet nicht gern dazu, ihr Schneckenhaus zu verlassen, aber dies war in ihren Augen der einzige Weg. Manchmal war es wirklich besser, wenn es nur eine einzige Möglichkeit gab. Das war derzeit ihr ständiges Mantra: vorwärts, vorwärts, nur nicht zurückschauen.

Sie drehte sich um und stellte Tobys leeres Frühstücksschälchen in die Spülmaschine. Dabei blieb ihr Blick an dem großen gerahmten Hochzeitsfoto hängen, das einen Ehrenplatz an der Wand neben dem Küchentisch bekommen hatte. Die frischgebackenen Mr und Mrs Davies, die in drei verschiedenen Szenen bei ihrem Hochzeitstanz festgehalten worden waren: beim romantischen Tanz zu zweit, dann Peter, der seinen Arm um ihre Hüfte geschlungen hatte, während sie sich vertrauensvoll nach hinten neigte, und schließlich die Hebefigur aus *Dirty Dancing*, die sie wochenlang einstudiert hatten – lange bevor es in Mode kam, große, publikumswirksame, sorgsam choreografierte Tänze aufzuführen.

Die gesamten zweihundert Hochzeitsgäste starrten mit offenem Mund in ihre Richtung und schienen vollkommen beeindruckt zu sein, wie sich der Computerfreak Peter und die kühle Louise in zwei professionelle Tänzer verwandelt hatten. Doch Peter und sie hatten nur Augen füreinander, als ob außer ihnen niemand sonst dort gewesen sei.

Die Bilder wirkten vertraut, doch die Frau auf dem Bild war nicht mehr sie, der Mann nicht mehr Peter. Und zwar nicht nur, weil die beiden auf dem Foto so herausgeputzt und viel schlanker waren; es gab noch einen großen Unterschied. Die beiden sahen wie ein Pärchen aus. Außerdem stellte Louise jetzt, sechs Jahre später, mit schlechtem Gewissen fest, dass ihr als Erstes auf den Fotos auffiel, wie elegant die Tische eingedeckt waren.

Louise riss sich zusammen. Sie musste sich glücklich schätzen, ihren Ehemann zu haben. Den verlässlichen, stets gut gelaunten Peter, der seine Leidenschaft für Computer zu einer profitablen Softwarefirma entwickelt hatte. Peter, der immer zu scherzen pflegte, dass er sie nie verlassen würde, weil er dann das WLAN-Netz im Haus abbauen müsste. Selbst wenn sie nur mit Juliet telefonierte, war sie dankbar für die Tatsache, dass nicht sie diejenige war, die in einer halb renovier-

ten Bruchbude hockte, nach Hundehaaren stank und sich ausschließlich von KitKats ernährte.

Louise zwang sich zu einem fröhlicheren Tonfall. Juliet reagierte nämlich sehr empfindlich auf Mitleid.

»Ich mache mich jetzt auf den Weg. Wenn du also in den nächsten fünf Minuten losfährst, sind wir perfekt aufeinander abgestimmt. Du musst dich dafür nicht einmal mehr anziehen. Wenn du willst, dann zieh einfach einen Mantel über deinen Schlafanzug – das machen jedenfalls die meisten Mütter so, die ihre Kinder zur Schule bringen.«

»Ich ziehe mich morgens an«, entgegnete Juliet eingeschnappt. »Ich bin Witwe, keine Invalidin!«

»Prima. Freut mich, das zu hören.«

Oben im ersten Stock ging die Badezimmertür auf, und keine drei Sekunden später hüpfte Peter mit dem gleichen munteren Ein-zwei-drei-eins-zwei-drei-Rhythmus, den sie jeden Morgen hörte, die Treppe herunter. Umhüllt von einer Duftwolke aus Zahnpasta und Aftershave, eilte Peter an ihr vorbei in die Küche, um sich dort einen Apfel für seine Frühstücksdose zu holen. Dank der detailreichen Beschreibung gestern beim Abendessen wusste sie, dass sein kleines Unternehmen an irgendeiner Gesundheitsaktion der Gemeinde teilnahm.

»Guten Morgen!«, rief er, als er an ihr vorbeilief. »Hallooo, mein Großer!«, fuhr er deutlich enthusiastischer fort, als er Toby in seinem Kinderstuhl erblickte. Toby klatschte vor Begeisterung in die Hände, wobei Louise ihren Anflug von Ärger hinunterschluckte. Gewaschen, angezogen und gefüttert, das schien in Peters Augen Tobys natürlicher Zustand zu sein – dabei schien er völlig ihre Stunde harter Arbeit zu vergessen, die sie gebraucht hatte, um Toby so weit fertig zu machen, während er selbst unter der Dusche gestanden hatte.

»War das Peter? Er klingt so fröhlich«, stellte Juliet fest. »Ich dachte, Toby zahnt gerade?«

»Peter genießt den Luxus von Ohrstöpseln.« Louise folgte

ihm in die Küche und vermied dabei, im Flur ihr Spiegelbild zu betrachten. »In zwanzig Minuten bin ich da, ja? Komm bitte nicht zu spät. Heute ist mein erster Arbeitstag nach der Baby-pause, und ich weiß ganz genau, dass alle nur darauf warten, dass ich zu spät und mit Milchflecken übersät dort auftauche. Und jetzt komm, wir müssen los.«

»Wann kann ich Coco wieder zu Mum zurückbringen?«

»So gegen fünf Uhr? Dann sollte ich eigentlich wieder hier sein.« Louise ignorierte den jammernden Unterton in Juliets Stimme und sammelte die mit verschiedenen Farben gekennzeichneten Taschen zusammen: Tobys Spielzeug, sein Essen, Kleidung zum Wechseln. All das hatte sie in der vergangenen Nacht vorbereitet, während Peter oben Online-Games »recherchiert« hatte. »Ich weiß das wirklich zu schätzen.«

»Kein Problem. Schließlich könnte ich es mir niemals verzeihen, wenn Toby versehentlich ein Hundehaar in seinem Joghurt haben sollte.«

»Niemand ...«

»Nicht alle Hunde sind sabbernde Mörder, weißt du?«

»Das habe ich auch gar nicht behauptet«, widersprach Louise ihr. Weder hatte sie die Zeit noch die Lust, sich Juliets Rede zur Verteidigung des Hundewesens anzuhören, doch sie merkte, wie sie immer weiter in eine ihrer gewohnten Zankereien verwickelt wurde. »Aber Mum kann eben nicht überall gleichzeitig sein. Sie würde sich ewig Vorwürfe machen, wenn Toby Coco einen Buntstift in die Schnauze rammen würde oder dergleichen. Hör mal, warum nimmst du das eigentlich so persönlich? Das war gar nicht persönlich gemeint.«

»Tu ich nicht!«

»Ist es etwa, weil ich Mum und nicht dich gefragt habe, ob sie babysitten kann?«

»Nein!« Juliet klang entsetzt. »Es ist nur ... ich ...«

Am anderen Ende der Leitung entstand eine Pause. Louise hätte sicherlich genauer hingehört, wenn sie nicht gerade da-

mit beschäftigt gewesen wäre, gleichzeitig den Hörer zu balancieren, Toby aus seinem Hochstuhl zu befreien und Peter zu signalisieren, dass die Spülmaschine ausgeräumt werden musste, bevor er das Haus verließ. »Dann ist ja alles in Ordnung«, erwiderte sie stattdessen. »Dann sehen wir uns in einer Viertelstunde bei Mum.«

Juliets viktorianischer Altbau befand sich in einem Außenbezirk von Longhampton namens Rosehill – ein Stadtteil, in dem es außer einem Pub und einer Kirche eigentlich kaum etwas anderes gab. Das ursprünglich eigenständige Rosehill war damals in Zeiten von Reichtum und Wohlstand eingemeindet worden, als Longhampton immer größer wurde und vor dem Krieg zeitweilig das Marmeladen- und Obstkonserven-Zentrum der Midlands gewesen war.

Ihre Eltern lebten am anderen Ende der Stadt in einem herrschaftlichen Neubau, der über, wie ihr Vater es nannte, »Garagen in bescheidener Größe« verfügte. Dort hinzufahren bedeutete, sich durch Longhamptons kompliziertes Einbahnstraßensystem hindurchzukämpfen, was Juliet eigentlich nur nachts gern tat. Nachts konnte sie durch die leeren Straßen streifen und sich von den Verkehrszeichen den Weg um die schmucke Stadthalle aus Backstein und den Park mit seinen steifhalsigen Tulpen, über die Ben immer gelacht hatte, weisen lassen. Während der Hauptverkehrszeit allerdings waren die Straßen stets mit ungeduldigen, wütenden Autofahrern verstopft.

Juliet wartete immer noch am ersten von fünf Kreisverkehren und hatte sich seit geschlagenen zehn Minuten keinen Meter von der Stelle bewegt. Der Spannungskopfschmerz, der eingesetzt hatte, sobald Juliet den Schutz ihres Zuhauses verlassen hatte, wurde immer schlimmer, da das Radio sie daran erinnerte, dass sie nicht nur zu spät, sondern viel zu spät kommen würde. Ihre Knöchel traten weiß hervor, so klammerte sie sich ans Lenkrad.

Der Kastenwagen heizte sich auf und schien nach und nach Spuren von Bens typischem Geruch freizugeben. Seife. Erde. Schweiß. Aber es gab keine Möglichkeit, irgendwo an den Straßenrand zu fahren und zu weinen, wie sie es nachts tun konnte. Juliet schluckte schwer, drehte das Radio lauter und zwang sich dazu, mitzusingen, um nicht mehr denken zu müssen.

Es war sicherlich nicht schön, aber definitiv eine Besserung im Vergleich zu den Wochen, als sie nicht einmal mehr die Autotür hatte öffnen können. Ihr Vater war darum immer wieder mal mit dem Wagen um den Block gefahren, damit sich die Batterie nicht selbst entlud.

Juliet kämpfte sich durch den Berufsverkehr, riss sich wegen Minton zusammen und parkte das Auto bei ihren Eltern, direkt hinter Louises Citroën Picasso. Dort wurde sie schon von Coco begrüßt, die mit ängstlicher Miene auf den Stufen vor dem Haus wartete. Selbst mit einem Schild um den Hals und einem kleinen Kofferchen neben sich hätte sie nicht tragischer aussehen können, dachte Juliet.

»Endlich!« Diane kam aus dem Haus gelaufen. Sie trug eine Schürze über ihrer marineblauen Stoffhose und hielt in der einen Hand ein Wischtuch, in der anderen ein Desinfektions-spray. »Alles in Ordnung?«

»Bestens«, erwiderte Juliet, öffnete die Fahrertür und ließ für Minton am Beifahrersitz einen Spaltbreit das Fenster offen, damit er seine Nase hinausstrecken konnte.

»Wir hatten uns schon Sorgen gemacht.« Diane musterte Juliet und suchte nach Anzeichen für einen Zusammenbruch. »Wir dachten, du hättest ... Na ja, aber jetzt bist du ja hier. Komm rein, Louise versucht gerade, Toby zu beruhigen.«

Juliet hätte gern angemerkt, dass Louise einfach nur wieder arbeiten ging und nicht etwa zu einer Raumfahrtmission aufbrach. Dies war lediglich ein weiterer Schritt in ihrem perfekten Plan fürs Leben. Sie selbst war diejenige, die keinen Lebensplan mehr besaß.

»Ach, endlich!«, rief Louise, als sie zusammen in die Küche traten.

Hier blitzte und blinkte alles. Diane hatte ihre Maßstäbe für Sauberkeit vor Tobys Ankunft deutlich erhöht. Selbst einen Dampfreiniger hatte sie angeschafft, um Louises übertriebenen Hygienekriterien Genüge zu tun. So kam es, dass es in der Küche nach einem Reinigungsmittel mit frischem Pinienduft roch. Zudem fiel Juliet sogleich auf, dass sie die Einzige war, die Schuhe trug. Selbst ihr Vater, der sich in weiser Voraussicht von der Küche fernhielt und im Wohnzimmer einen Reiseführer über Wales studierte, hatte die Füße, die in beigefarbenen Socken steckten, auf einen Stuhl gelegt.

»Hallo, Dad«, rief sie ihm zu.

»Bore da, Juliet cariad! Shw mae?«, fragte er und fuhr dann schnell fort. »Frag nicht – das ist alles, was ich bisher kann!«

Louise verdrehte die Augen und holte das tiefgefrorene Essen aus der Kühltasche heraus. »Er nutzt doch nur jede Gelegenheit, um aus dem Haus zu kommen«, murmelte sie.

»Nur weil ich alt bin, heißt das noch lange nicht, dass mein Hirn mit einem Mal verschwunden ist«, beschwerte sich Eric. »Oder mein Hörvermögen.«

»Bore da, Toby«, sagte Juliet.

Toby starrte sie vom Tisch aus mit Peters runden braunen Augen ernst an. Die blonden Haare stammten aber eindeutig von Louise. Obwohl Juliet es nie ausgesprochen hatte, musste sie bei Tobys Anblick immer gleich an einen Pinguin denken. Genauer gesagt an ein flauschiges, ernst dreinschauendes Pinguinküken, das von seinem Platz zwischen Louises schützenden Beinen in die Welt hinausschaute.

»Tapfer, dass du mitten im Berufsverkehr hierhergekommen bist.« Diane schloss die Flurtür hinter sich, um Coco von Toby fernzuhalten, nahm Juliets Hände und drückte sie wie die eines Kleinkindes. »Wieder eine Hürde, die du überwunden hast, nicht wahr? Die Kreisverkehre mitten in der Rushhour!«

Juliet lächelte matt.

»Ich habe dir eine Liste gemacht.« Diane fischte in ihrer Tasche herum und reichte ihr einen Zettel. »Es ist wirklich wichtig, dass du mit Coco vor elf Uhr Gassi gehst. Nach dem Frühstück, aber noch vor der großen Gassirunde, muss sie immer« – sie fuhr nun mit gesenkter Stimme fort – »ihr Hauptgeschäft erledigen. Normalerweise gehe ich mittags abwechselnd mit ihr eine Runde durch den Park oder in den Wald hinauf. Heute ist der Wald dran. Auf dem Weg hinauf geht sie gern an der Leine, aber nicht hinunter – dann fühlt sie sich erwachsener. Ich habe sie noch nicht gefüttert, weil sie bei Autofahrten immer Blähungen bekommt. Hier ist also eine Tüte mit ihrem Trockenfutter. Gib ihr davon aber erst einmal nur die Hälfte, bevor ...«

Louise und Juliet starrten ihre Mutter fassungslos an.

»Mum, ich habe selbst einen Hund«, stellte Juliet klar.

»Außerdem müssen sich Hunde nicht erwachsener fühlen«, fiel ihr Louise ins Wort. »Das ist das absolut Lächerlichste, was ich je gehört habe. Aber ich muss jetzt los – ich bin schon spät dran.« Sie nahm einen lilafarbenen Ordner von der Frühstückstheke, auf dem *Toby: Tagesablauf* stand. »Hier steht alles drin, was du brauchst. Da findest du auch alle Telefonnummern, falls es Probleme geben sollte.« Als sie Diane die dicke Akte reichte, fragte sich Juliet unweigerlich, ob Kinder wohl mit einer Bedienungsanleitung auf die Welt kamen. Wie es aussah, befanden sich in diesem Ordner Tobys komplette Garantieunterlagen.

»Es wird gar keine *Probleme* geben«, trällerte Diane. »Toby wird einen wunderbaren Tag mit Oma verbringen, nicht wahr?«

Toby schwieg. Stattdessen starrte er Mummy, Tante Juliet und Oma an und blinzelte.

Diane hatte bei einer Sache nicht gelogen: Coco war eine pupsende Beifahrerin, ganz gleich, ob sie ihr Frühstück bekommen

hatte oder nicht. Juliet hatte gerade erst den halben Weg zum ersten Kreisverkehr hinter sich gebracht, als die ersten Duftschwaden der nervösen Labradordame aus dem hinteren Teil des Kastenwagens zu ihr nach vorn drangen. Doch Juliet fuhr weiter, ohne davon Notiz zu nehmen: Ihr einziges Ziel war, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen, die Haustür hinter sich zuzumachen und Teewasser aufzustellen, sodass sie sich den restlichen Tag über dem beruhigenden, tagesfüllenden Fernsehprogramm widmen konnte, während Minton es sich auf ihrem Schoß gemütlich machte. Was Coco auch gern tun konnte, wenn ihr der Sinn danach stand ...

Geradezu vorwurfsvoll lag Dianas Liste in dem Fach, in das Ben während der Autofahrt immer sein Handy und die Arbeitsaufträge hineingelegt hatte. Juliet warf einen Blick darauf, während sie an der Stadthalle darauf wartete, dass die Ampel auf Grün umsprang; es war ein Zeitplan.

Ihre Mutter hatte also tatsächlich einen *Stundenplan* für den Hund erstellt.

Na ja, das kann sie getrost vergessen, dachte Juliet grimmig. Immerhin tue ich ihr hiermit einen Gefallen. Außerdem hat sie Coco sicherlich nicht mit einem Kilometerzähler ausgestattet. Somit wird sie gar nicht merken, ob wir den ganzen Tag damit verbracht haben, *Homes Under The Hammer* zu schauen oder die Longhamptoner Höhen zu erklimmen. Vielleicht ist Coco ein wenig Entspannung sogar lieber?

»Wie sieht's aus, Coco?«, rief sie nach hinten. »Wollen wir die Füße hochlegen? Eine Gesichtsmaske auftragen?«

Coco antwortete nicht, stattdessen waberte eine Duftwolke nach vorn. Schnell öffnete Juliet das Fenster an der Beifahrerseite. Minton, der sicher in seinem Geschirr angeschnallt war, streckte seine Nase hinaus und ließ die Ohren im Fahrtwind flattern.

3



Louise zog den Bauch ein und schob den Bund tiefer, bis der Rocksaum die Knie bedeckte. Sie musste sich eingestehen, dass der Rock ein wenig eng geworden war.

In den letzten drei Wochen vor ihrem ersten Arbeitstag hätte sie eigentlich genügend Zeit gehabt, um ihre alten Gerichtskostüme anzuprobieren und falls nötig ein paar neue Stücke zu kaufen. Doch dies war nur ein weiterer Punkt auf ihrer To-do-Liste gewesen, den sie stoisch ignoriert hatte. Und zwar nicht nur, weil sie die gnadenlose Beleuchtung im Umkleezimmer nicht ertragen konnte, nachdem sie zwei Jahre lang dieselben drei Yogahosen aus dehnbarem Lycra getragen hatte, sondern auch, weil sie einfach keine neue Kleidung *wollte*.

Louise wünschte sich, dass alles wieder so sein würde wie vor ihrer Babypause. Angefangen bei ihren marineblauen Kostümen von Margaret Howell bis hin zum Coffee-to-go, den sie sich in dem kleinen Café mitgenommen hatte, das Gott sei Dank immer noch vom selben Besitzer betrieben wurde.

Vor dem glänzenden Messingschild am Bürokomplex der Staatsanwaltschaft direkt neben dem Amtsgericht blieb sie kurz stehen und fuhr sich durch das frisch geschnittene Haar, um die Frisur so hinzubekommen, wie der Hairstylist es vorgemacht hatte. Es gab eine feine Grenze zwischen schickwuschelig und mütterlich-ungepflegt- verwuschelt, und sie war nicht sicher, auf welcher Seite sie sich gerade befand.

Sie runzelte die Stirn und starrte intensiv auf ihr Spiegel-

bild. Lag es an dem Messing, oder hatte sie es mit dem Rouge übertrieben? Vielleicht sollte ich kurz ins Café zurücklaufen und nachsehen, dachte Louise, bevor sie beschloss sich zusammenzureißen.

Du bist verrückt, ermahnte sie sich.

Bis vor einer Minute noch hätte sie nicht schnell genug das Gebäude vor ihr betreten können. Von dem Augenblick an, als sie zum Hörer gegriffen, ihren alten Chef, Douglas, angerufen und ihn gefragt hatte, ob die Stelle mit der flexiblen Arbeitszeit, mit der er im vergangenen Jahr versucht hatte, sie zurückzugewinnen, immer noch zu vergeben war, hatte sie jeden einzelnen Tag bis zur Rückkehr an ihren Schreibtisch gezählt.

Jetzt aber bekam sie vor Nervosität Herzrasen und war sich auf einmal gar nicht mehr sicher, ob ihr berüchtigtes Pokerface gut genug war, um ihre flatternden Nerven zu verbergen.

Würde alles wieder wie vorher sein? Oder hatte sich alles weiterentwickelt und verändert? Mehr noch: War sie immer noch die gleiche Person wie vor ihrer Babypause, als sie mit den Gutscheinen für den Babyladen, für die die anderen zusammengelegt hatten, wie mit einer Trophäe in den Mutterschutz gegangen war? Louise hatte damals tagelang ihre Fallnotizen ausgearbeitet, ihre Gedanken in den Kampfmodus zurückbeordert und den Juristenjargon unter den verschwommenen Massen der Schwangerschaftsbanalitäten herausgekehrt. Ihr Verstand hatte sie dabei nie im Stich gelassen. Das Einzige, worum sie sich Sorgen machte, war sie selbst.

Unverwundbarkeit. Diese zeichnete eine gute Staatsanwältin aus. Absolute Unverwundbarkeit. Absolut verlässlich und integer.

Kann ich das immer noch von mir behaupten?, fragte Louise ihr Spiegelbild, das von den eingravierten Daten der Erbauung dieses Gebäudes gekreuzt wurde. Mit all dem, was ich nun über mich selbst weiß?

»Louise? Louise!«

Sie spürte, wie eine große Hand sie an der Schulter packte. Als sie sich umdrehte, stand Douglas Shelwick vor ihr, der über das ganze runde rote Gesicht strahlte. Er trug dieselbe Krawatte und dieselbe Brille, auch wenn er ein paar Haare verloren zu haben schien. Dennoch sah er ganz genau so aus wie damals, als sie aufgehört hatte.

»Ich hätte mir eigentlich denken können, dass du noch vor mir im Büro bist!«, fuhr er fort und hauchte ihr höflich ein Küsschen auf die rechte Wange. »Schön, dich wiederzusehen! Du siehst fantastisch aus!«

»Das ist nur Selbstbräuner«, winkte Louise ab und fuhr dann mit einem Hauch ihres alten neckischen Selbstbewusstseins fort: »Und die brennende Sehnsucht danach, in den gefährlichen Bezirken Longhamptons aufzuräumen und dort für Ordnung zu sorgen!«

Sollte Douglas die Mühe bemerken, die sie diese Bemerkung gekostet hatte, so zeigte er es jedenfalls nicht. Stattdessen wurde sein Grinsen breiter, und er hielt ihr die Tür auf, um ihr den Vortritt zu lassen. »Was macht denn der Kleine? Schläft er durch?«

»Wie ein Murmeltier«, log Louise. Das war kein guter Beginn, doch wenn sie es nur oft genug wiederholte, würde es sich vielleicht irgendwann einmal bewahrheiten. »Das hat er gleich von Geburt an schon getan.« Heimlich schnupperte sie die Luft im Foyer: Hier roch es immer noch nach Kaffee und dem gleichen Reinigungsmittel wie in allen Gebäuden des öffentlichen Dienstes. Was sofort vertraut und beruhigend wirkte.

»Der Kleine kommt also ganz nach seiner Mutter. Hundertprozentig verlässlich.« Douglas lachte, was unweigerlich dazu führte, dass Louises einsetzende Erleichterung und Entspannung ein jähes Ende fanden und sie sich wieder verkrampfte.

»Wie du vielleicht gehört hast, mussten wir nach deinem Weggang umstrukturieren, deswegen kann ich dir dein altes Büro leider nicht zurückgeben«, fuhr er fort, während er sie

durch die Abteilung der Oberstaatsanwaltschaft dirigierte, wo mehrere neue Mitarbeiter bereits an ihren Schreibtischen saßen. Louise kannte keinen von ihnen, doch bei ihnen handelte es sich wahrscheinlich um Referendare – jung und ehrgeizig. Aber nicht wichtig genug, dass Douglas ihnen Louise vorgestellt hätte.

»Das Fenster ist ein wenig kleiner, und du musst das Büro leider ein paar Monate lang mit einem Rechtsgehilfen teilen, aber ich werde ein gutes Wort für dich einlegen. Vielleicht tut sich ja noch etwas Besseres für dich auf.«

Louise erinnerte sich an die Tür, die er nun öffnete: Dies war das Büro von Deidre Jackson, der Sekretariatsvorsteherin. Hier stank es immer noch nach Elnett-Haarspray, und vom Fenster aus blickte man direkt auf die mit Taubenkot übersäten Klimaanlage. Vor zwei Jahren noch hätte sie Douglas so lange angeschrien, bis er ihr wenigstens ein Büro mit Blick auf die Seitenstraße besorgt hätte, doch jetzt wollte sie einfach nur weitermachen.

»Schon okay«, antwortete sie und stellte ihren Aktenkoffer auf dem Kunststoffstuhl ab, der vor dem Schreibtisch stand. Dieser war, abgesehen von einem Computer und einem Posteingang, der vor lauter Akten aus allen Nähten zu platzen drohte, vollkommen nackt. »Wenigstens ist es schön ruhig hier. Aber was habt ihr mit Deidre gemacht?«, scherzte sie. »Habt ihr sie im Schrank mit dem Büromaterial versteckt? Ich hoffe, sie ist nicht wegen mir ins Hauptbüro verbannt worden?«

Douglas' onkelhafte Miene erstarrte. »Nein. Weißt du das denn nicht? Deidre hat uns verlassen.«

»Ach, tatsächlich?«

Louises Überraschung schien wiederum *ihn* zu überraschen. »Na ja, genau genommen musste sie uns verlassen. Wie sich herausstellte, hatte sie die Spesen für einen der Oberstaatsanwälte gefälscht. Das ist rausgekommen, als uns die Innenrevision eingehend unter die Lupe genommen hat.«

Louise schämte sich. Sie hatte Douglas versichert, stets ein Auge auf alle Nachrichten aus dem Büro zu haben. Was sie auch getan hatte, zumindest irgendwie. Sie hatte die Lokalzeitung durchgeblättert, wenn sie einmal zwei Minuten Zeit für sich selbst hatte. »Ich hatte mitbekommen, dass es Rationalisierungsmaßnahmen gegeben hat, aber das muss ich wirklich verpasst haben ...«

»Ja, hinsichtlich der Budgetkürzungen sind wir leider gezwungen, ein strenges Regiment zu führen. Unnötige Ausgaben können wir uns nicht mehr leisten.« Douglas schenkte ihr ein Lächeln, das jedoch irgendwie aufgesetzt wirkte. Louise vermutete daher, dass auch seine ausgedehnten Mittagessen dem Rotstift zum Opfer gefallen waren. »Aber wie dem auch sei – Tanya hat ihre Aufgabe übernommen, also sieh dich vor. Um halb zehn haben wir vor dem Beginn der Gerichtsverhandlungen eine gemeinsame Teambesprechung. Wenn du dich dann auf den Weg zum Besprechungsraum machst, frage ich einen der IT-Jungs, ob sie dir in der Zwischenzeit deinen Computer anschließen. Dann werde ich dir auch alle Mitarbeiter vorstellen.«

»Prima«, erwiderte Louise.

Nachdem er fort war – und »Hey, hey, Jim! Ist deine Uhr stehen geblieben oder was?« quer durchs Büro brüllte –, holte sie ein gerahmtes Foto von Toby in seinem Löwenkostüm aus ihrem Aktenkoffer und stellte es vor sich auf dem Schreibtisch auf. Darauf sah er aus wie ein ernstes Lämmchen im Löwenfell: absolut hinreißend.

Sie zögerte und erinnerte sich daran, wie mitleidlos sie sich stets über Kolleginnen lustig gemacht hatte, die ihre Familienfotos wie gefühlsduselige Trophäen zur Schau gestellt hatten – als »Beweis dafür, dass sie eine menschliche Seite hatten«, wie sie oft in der Büroküche gelästert hatte. Ob die anderen wohl nun das Gleiche von ihr behaupten würden?

Sie machte sich auf, den Bilderrahmen neben dem Aktenschrank zu verstecken, doch dann hielt sie inne und stellte ihn

wieder neben dem Computer auf, wo sie ihn jederzeit im Blick hatte. Toby war der Grund, warum sie jetzt hier war. Er sollte es einmal gut haben; das war der einzige Grund, warum sie ihn nun zu Hause bei seiner Oma ließ.

Louise schloss für einen Moment die Augen und stieß ein kurzes Gebet aus. Hilf mir, wieder zu meinem alten Ich zurückzufinden, betete sie, damit ich Toby die Mutter sein kann, die er verdient, und Peter die Frau wiederbekommt, die er geheiratet hat.

Mit Ausnahme des Scharrens und Gurrens der Tauben draußen war alles um sie herum still. Was Louise aber nicht groß überraschte. Nach Bens schrecklichem, unfairem Tod glaubte sie nicht mehr daran, dass man noch von irgendwo anders her eine Antwort bekommen würde als aus dem eigenen Unterbewusstsein. Das Problem bei der Sache war nur, dass ihre eigene innere Stimme, die früher so beruhigend entschlossen erklungen war, in letzter Zeit sehr leise geworden war.

Ich habe den ersten Schritt gemacht, ermutigte sie sich. Hier bin ich.

Dann holte sie tief Luft, nahm den ersten Aktenordner vom Stapel – ein schon lange schwelender Nachbarschaftskrieg, an die Namen der Beteiligten konnte sie sich sogar vom letzten Mal noch erinnern – und brachte ihren gut ausgebildeten Juristenverstand auf Hochtouren.

Als Louise an diesem Tag ihren ersten offiziellen Anruf tätigte, nahm auch Juliet am anderen Ende der Stadt den Telefonhörer in die Hand, nachdem es gleich vier Mal geklingelt hatte und Juliet bei der BBC-Reihe »Escape to the Country« gestört worden war.

»Tut mir leid, Liebes«, entschuldigte sich Diane, als sei Juliet gleich beim ersten Anruf an den Apparat gegangen. »Aber ich habe mich nur gefragt – wie denn Cocos Häufchen war?«

»Wie bitte?« Juliet drehte dem Pärchen im Fernsehen, das sich

entscheiden musste, ob es ein Haus in St. Leonard's, in Brighton oder doch lieber in Southampton kaufen wollte, den Ton ab.

»War es von der Konsistenz her ... eher wie Knetgummi? Oder wie Softeis?«

Widerwillig schaltete Juliet den Fernseher aus. Eigentlich hatte sie auch gar nicht mit dem Pärchen mitgefiebert, wenn sie ehrlich war. Bei ihrer Bewertung ging sie nach recht fragwürdigen Kriterien vor, wie etwa, wer am ehesten hübsche altmodische Armaturen verdient hatte oder welche Paare farblich aufeinander abgestimmte Fleecejacken trugen. Diese zwei hier zeigten deutliche Anzeichen von Undankbarkeit und verdienten daher, so Juliets Entscheidung, keinen zusätzlichen Vorratsraum.

»Keine Ahnung. Ich habe nicht hingesehen.«

»Oh, könntest du noch einmal nachsehen? Sie hat doch einen so empfindlichen Magen, und ich stelle gerade ihr Futter um. Ich will wirklich sicher sein, dass sie das neue Futter verträgt.«

Juliets Blick schweifte zum anderen Sofa hinüber, wo Coco lag und ihren großen braunen Kopf auf ein Kissen gebettet hatte. Das Weiße ihrer Augen war zu sehen, und in ihrer Miene war dieser rauschhafte Zustand eines Hundes zu erkennen, der unter normalen Umständen nicht einmal in die Nähe eines Sofas kommen durfte.

»Soweit ich das beurteilen kann, geht es ihr gut, Mum.«

»Bist du sicher?« Es folgte eine wehmütige Pause. »Vermisst sie mich denn gar nicht?«

Coco schnüffelte ein wenig verschlafen, und ihre langsam ergrauende Schnauze runzelte sich bei der Verfolgung eines Hasen in ihrem Traum. Eine ihrer großen Pfoten zuckte, jedoch nicht wild genug, um Minton, der ihre Hüfte als Kissen nutzte, aufzuwecken.

»Vielleicht ein wenig«, erwiderte Juliet.

»Ohne ihre Mummy wird sie vollkommen verzweifelt sein,



Lucy Dillon

Liebe kommt auf sanften Pfoten

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47758-6

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2012

Das Glück kommt auf vier Pfoten. Eine zauberhafte Geschichte über Liebe, Verlust und eine zweite Chance für die Liebe

Juliet versteckt sich. Vor ihrer Familie, vor ihren Freunden, aber vor allem vor der Tatsache, dass Ben nicht länger an ihrer Seite ist. Witwe mit Anfang dreißig? Das Leben scheint zu Ende. Doch als ihre Mutter Juliet bittet, sich um die Labradorhündin Coco zu kümmern, geraten die Dinge in Bewegung, und Juliets Leben nimmt eine neue Wendung. Ehe sie es sich versieht, hat nicht nur Coco sie um die Pfote gewickelt – plötzlich ist sie Tiersitterin für die Vierbeiner der halben Stadt. Darunter auch die Spaniel-Dame Damson. Und die hat ein äußerst charmantes Herrchen ...